

Jungs, die sich selbst verletzen

In der traditionellen Lesart der Geschlechterrollen darf der Junge aggressiver Täter sein – autoaggressives Opfer aber nicht

Es ist ausgesprochen sinnvoll, den Wandel in der sozialen Konstruktion von Männlichkeit (und Weiblichkeit) zu reflektieren, dass nämlich männliche Verletzungsmächtigkeit, Verletzungsoffenheit und Selbstverletzung nicht widersprüchlich sein müssen. Bis vor etwa zehn Jahren galt allgemein im deutschsprachigen Raum die psychisch gestörte junge Frau als der „Prototyp“ des selbstverletzenden bzw. selbstschädigenden Verhaltens (SSV). Doch wir erfahren – insbesondere in einschlägigen Fachartikeln aus den USA und dem UK –, dass die früheren Etikettierungen des selbstverletzenden Verhaltens als typisch weiblich eine Tendenz zum Vorurteil („gender bias“) haben. Die bis vor wenigen Jahren in Deutschland als „sicher“ geglaubte Geschlechtertypik verflüssigt sich mit dem Wandel der Geschlechterrollen. Notwendig ist deshalb, Verstehens- und Erklärungszusammenhänge für dieses auch männliche selbstdestruktive Verhalten zu erschließen und bestehende – bisher insbesondere auf Mädchen und Frauen bezogene – Hilfs- und Therapiemethoden kritisch zu erörtern.

Das SVV Jugendlicher ist ein immer häufiger auftretendes psychisch-soziales Problem. Laut einer repräsentativen empirischen Studie hat sich in Deutschland etwa ein Drittel der Jugendlichen mindestens schon einmal selbst verletzt – etwa ein Zehntel mehrmals. SVV ist ein Symptom für vielfältige biografische Grenz-, Krisen- und Leidenerfahrungen – häufig im Rahmen widriger Erfahrungen und rigider Normierungen von der Pu-

bertät bis zur Adoleszenz. Man beschreibt den Zusammenhang des „Warum?“ in einem spannungsreichen Bogen

- vom Hilferuf
- über den Versuch einer Emotionsregulierung
- bis hin zur Selbsthilfe.

Die bekannteste Form des SVVs ist das „Ritzen“, also das Schneiden mit scharfen Gegenständen in die Haut. Weitere Selbstverletzungen sind z. B. das Aufkratzen der Haut, sich beißen, das Schlagen des Kopfes gegen Wände.

Das „Drehbuch“ Männlichkeit wird in der Moderne zunehmend uneindeutiger. Immer mehr Jungs verletzen sich selbst. In der traditionellen Lesart der Geschlechterrollen „Jungen explodieren, Mädchen implodieren“ erscheint das Verhalten geschlechtlich determiniert: Jungs wenden Aggression gegen Andere, Mädchen gegen sich selbst. Aber diese Stereotype verflüssigen sich zunehmend im gesellschaftlichen Modernisierungsprozess.

Im Sinne einer geschlechtstypischen „Erwartungserwartung“ – ich erwarte, dass von mir erwartet wird – verhalten sich Jungs und Mädchen teilweise unterschiedlich. Typische Unterschiede der männlichen und weiblichen Selbstbeschädigungen lassen sich ausmachen: Mädchen berichteten am häufigsten, dass sie sich in ihre Haut schnitten, während Jungen sich am häufigsten selbst schlugen – z.B. mit dem Kopf gegen die Wand. Frauen neigen dazu, kleinere Schnitte an versteckten Stellen mit scharfen Gegenständen zu machen. Männer, die sich

selbst ritzen, sind eher geneigt, größere, tiefere Schnitte und Verbrennungen – an ihren Brustkörben, ihren Oberarmen – auszuführen.

Männlichkeitskonstruktion im gesellschaftlichen Wandel

Kampf, Einsatz, Härte, Stress und Risiko sind konventionelle Markenzeichen „ernster Spiele des Wettbewerbs“) im Rahmen der Männlichkeitssozialisation. Der Zwang zur Stärke und Dominanz – und die Angst vor Schwäche – ist den traditionellen männlichen Rollenmustern noch eingeschrieben, obwohl sich Frauen in mancherlei Hinsicht – z. B. im Rahmen ihrer Bildungsbeteiligung – bereits auf der „Überholspur“ befinden. So erfahren viele Jungs angesichts der Spannungslage zwischen klassischen männlichen Überlegenheitsbotschaften einerseits und modernen Gleichstellungsnormen für Frau und Mann andererseits eine Individualisierung mit Risiken. Angesichts umfassender Veränderungen in der Arbeitswelt und in der Familie – wie z. B. dem möglichen Verlust der männlichen Ernährerrolle – im Verhältnis zu neuen gleichstellungspolitischen Regelungen zur Durchsetzung von gleichen biografischen Verwirklichungschancen von Frauen und Männern erfährt die klassische Männlichkeitskonstruktion Zumutungen von Unsicherheiten.

Meine These besagt, dass eine ins Absurde gesteigerte Überlegenheits-Meinung junger Männer – als Selbstbilder – zwangsläufig durch die vorgefundene Wirklichkeit enttäuscht wird, eine gravierende Irritation

in Bezug auf traditionelle Männlichkeit auslöst und damit eine (Selbst-) Verletzungsoffenheit generieren kann. Eine mögliche Reaktion der Jungen auf diesen Verlust von (Männlichkeits-) Gewissheiten ist, das SVV als letzte Kontrolle über den eigenen Körper – über das eigene Selbst – „bewahren“ zu wollen! Die Verunsicherung der Jungs durch alltägliche Normen-Widersprüche generiert auch depressionsfördernde Misserfolgserfahrungen und Identitätsdiffusion. Dennoch versagen sich die Jungs häufig gegenüber weiblich etikettierten Symptomen wie Niedergeschlagenheit, Kummer und Traurigkeit. „Die Jungen ‚maskieren‘ ihre Depression durch Risikoverhalten sowie SVV und die medizinischen und therapeutischen Professionen sind primär geschult für typisch ‚weibliche‘ Depressionssignale“.

Weit entfernt, die betroffenen Jungs nur auf eine Dimension der Wahrnehmung – nämlich Geschlecht – zu reduzieren, erscheint es sinnvoll, einen Zusammenhang des SVV mit Schwierigkeiten der Männlichkeitskonstruktion zu sehen. Es ist nicht abwegig, die „Stärke“ des männlichen Geschlechts in Frage zu stellen und z. B. im Rückgriff auf den klassischen Suizid-Forscher Emil Durkheim anzunehmen, dass im gesellschaftlichen Modernisierungsprozess ein bedeutsamer Zusammenhang zwischen „männlich“ einerseits und „sozialer Desintegration“ andererseits besteht. Was für unseren Fragenzusammenhang bedeuten soll, dass die sozio-kulturelle Integration des Jungen in der Moderne zunehmend fragil zu werden scheint.

Bewältigungskonzepte

Diese Gleichzeitigkeit und Widersprüchlichkeit von

- traditionellen männlichen Überlegenheitsnarrativen und
- neuen Gleichstellungsimperativen für Mann und Frau im

Modernisierungsprozess ist geeignet, die Identitätsentwicklung der Jungs zu verstören.

Ich gehe davon aus, dass soziale Arbeit, Schulsozialarbeit, Hilfe- und Beratungskonzepte, therapeutische Konzepte und außerschulische Jungenarbeit allesamt in eine subjekt- und lebensweltorientierte Biografie- und Erinnerungsarbeit einmünden können. Dabei müssen wir

lebensweltliche Kontexte lassen sich nur analytisch voneinander isolieren. Real sind es Subjekt – Lebenswelt – Beziehungen, in denen sowohl das Subjekt als auch die Lebenswelt Veränderliche sind.

Angesichts der Ziele einer geschlechtsreflektierten Praxis, den Jungen Hilfe und Unterstützung zur Erweiterung ihrer Geschlechterbilder und ihrer



Foto: 123rf / 3dgenerator

darauf achten, dass unsere Perspektive nicht auf eine individualistische Betrachtungsweise reduziert wird, dass wir reflektieren, dass das persönliche Verhalten immer auch sozial und kulturell kontextualisiert ist – also im Kontext der beiden Machtdiskurse (Überlegenheitsnarrativ/ Gleichstellungsnormen) gesehen werden muss. Ziele dieses interaktiven Bewältigungsprozesses sind die Stabilisierung der Jungs im Sinne von Selbstachtsamkeit und Handlungsfähigkeit einerseits sowie Gefühls- wie Stress-toleranz andererseits – in ihrer Lebenswelt. Es geht um die Erweiterung von Verhaltens- und Handlungsspielräumen. Verhaltens- und Handlungskompetenz als zentrales Ziel der Bewältigung reflektiere ich als Interaktionsergebnis im sozialen Austauschprozess: Individuen und

Handlungsalternativen zu vermitteln, ist eine lebensweltorientierte Biografie- und Erinnerungsarbeit per se Jungenarbeit. Jungenarbeit reduziert Jungen nicht auf ihr Geschlecht. Weitere Strukturgeber und Identitätsdimensionen wie Bildung, soziale Herkunft, ethnischer Hintergrund etc. haben gleichfalls zentrale Bedeutung. Biografie- und Lebensweltorientierung sind konstitutiv sowohl für eine einzelfallspezifische therapeutische Arbeit als auch für eine geschlechtsreflektierte Jungenarbeit als Gruppenarbeit. Aus der biografischen Perspektive stellen wir die Frage nach Blockaden, Problemen und Störungen in der Lebensgeschichte der Betroffenen. Die Lebensweltperspektive richtet unsere Aufmerksamkeit auf die nahe Umwelt des Jungen – als Rahmen für persönliche

Aneignungs- und Vermittlungsprozesse.

Eine lebenswelt- und biografieorientierte Jungenarbeit wendet sich sowohl gegen eine pauschale Pathologisierung des SVVs als auch gegen eine krude Individualisierung sozialer Probleme. Denn die Frage, ob das SVV persönlichkeitsexterne oder -interne Ursachen hat, ist von vornherein falsch gestellt. Es geht vielmehr um die Frage nach dem Verhältnis, nach den Relationen zwischen „innen“ und „außen“: Denn es geht nicht nur darum, die Selbstachtsamkeit und das Kontrollbewusstsein des Jungen zu fördern; es geht zugleich darum, die soziale Partizipation des Jungen in seiner Lebenswelt zu unterstützen.

Angesichts der Komplexität der Ursachen und Bedingungen des SVVs ist die Beeinflussbarkeit durch therapeutische Maßnahmen noch ziemlich ungeklärt. Im Rahmen einer Meta-Studie über verschiedene therapeutische Konzepte folgern Linehan u.a., dass die dialektische Verhaltenstherapie (DBT) die wirksamste Maßnahme zu sein scheint. Doch Margraf und Schneider resümieren kritisch: „Die DBT stellt insofern ein Behandlungsspektrum von Maßnahmen auf der emotionalen, psychologischen, kognitiven und Verhaltensebene zur Verfügung. Bisher liegen allerdings keine Hinweise vor, welche der Module als besonders effektiv in dieser Hinsicht anzusehen sind“. Und: Inwieweit selbststigmatisierende Überzeugungen von auf traditionelle Männlichkeit fokussierte Jungs davon abhalten, soziale und/ oder therapeutische Hilfen in Anspruch zu nehmen, ist zudem eine noch ungeklärte Fragestellung.

Aspekte der DBT (Einzeltherapie, Gruppentherapie, Familien- und Peergespräche sowie kreative bzw. musische Aktivitäten) können von Fall zu Fall – als methodisches Instrumen-

tarium – mit Aktivitäten einer geschlechtsreflektierten Jungenarbeit verbunden werden. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die DBT ursprünglich für die Behandlung von Mädchen und Frauen konzipiert wurde – d. h. im Sinne einer therapeutischen Arbeit mit Jungs weiterentwickelt werden muss.

Ohnehin ist auch der Einfluss von gender-normativen Perspektiven in der medizinischen und therapeutischen Praxis ständig zu reflektieren: Forscher_innen, Mediziner_innen und Therapeut_innen sind nicht frei davon, Geschlechterstereotype in Konzepten, Diagnosen und Therapien unbewusst zu reproduzieren.

Ausblick

Die Jugendhilfe und -arbeit muss sensibilisiert werden für das selbstverletzende Verhalten – auch von Jungs!

Die Anzahl der sich selbstverletzenden Jugendlichen nimmt in einem enormen Ausmaß zu – bei Mädchen wie bei Jungen. Mehr interdisziplinäre Forschung ist notwendig, auch um die Geschlechterdifferenzen besser verstehen zu können. Dazu kommentiert Brunner, Leiter einer Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Deutschland: „Man ist noch ganz weit davon entfernt, dafür gute Erklärungsmodelle zu haben“. Brunner vermutet, dass die Genderdifferenz im Zusammenhang mit Depressionen zu verstehen ist: „Vergleicht man Mädchen und Jungen mit einer ähnlich hohen Belastung durch depressive Symptome, dann gibt es keinen Geschlechterunterschied“.

Wissenschaftlich-medizinische Fachgesellschaften erstellen „Leitlinien“ (auch zum Thema SVV) für Ärzt_innen und Therapeut_innen zur Entscheidungshilfe in relevanten Behandlungssituationen. Diese Leitlinien sollen für mehr Behandlungssicherheit sorgen. In der letzten überarbeiteten Leitli-

nie (2015) zum SVV wurde eine psychiatrisch-therapeutische Blickerweiterung empfohlen: „Es konnte in der Vergangenheit gezeigt werden, dass die Unterscheidung in gelegentliche und repetitive Selbstverletzung (...) eine wichtige Differenzierung darstellt. Repetitive Selbstverletzungen (...) sind häufiger mit Suizidalität und einem höheren Grad an Psychopathologie assoziiert“. Mit dieser Unterscheidung zwischen „gelegentlich“ (= psychisch-soziales Problem) und „repetitiv“ (= pathologische Störung) öffneten die Leitlinien-Experten_innen vorsichtig den Weg für eine auch nicht-klinische, nicht-pathologische Sicht- und Therapierweise. Zudem wurde in der neuen Leitlinie hinsichtlich der Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen erstmals ein besonderer Wert auf die Beschreibung genderspezifischer Methodenwahlen („Ritzen“ = eher Mädchen/„Sich selbst schlagen“ = eher Jungen) in der Selbstverletzung gelegt.

Gleichfalls erstmals hervorgehoben wurden unterschiedliche Motivationen der Selbstverletzung bei Jungen und Mädchen: „Männliche Jugendliche nennen als Motivation für selbstverletzendes Verhalten signifikant häufiger Gründe wie Langeweile, einer Gruppe zugehören, Gedanken, dass es Spaß mache und sie damit unliebsame Dinge vermeiden. Im Gegensatz dazu nannten weibliche Jugendliche häufiger als männliche Jugendliche Gefühle wie Depressivität oder unglücklich sein“. Die Ergebnisse dieser neuen Leitlinie deuten auf einen möglicherweise radikalen Eingriff in den bisher herrschenden therapiebezogenen Fachdiskurs.

HARRY FRIEBEL
Prof. em. für Soziologie an der
Hochschule für Wirtschaft und Politik

Literatur und Anmerkungen können bei der Redaktion angefordert werden.